

Ruth Wunsch | Matthias Brömmelhaus

echt blind

Wahre Geschichten
aus der Dunkelwelt

ECHT BLIND



Ruth Wunsch ist blind. Echt blind. Ihre wahren Geschichten aus der Dunkelwelt handeln von Reisepanzen, Männern in weißen Röcken, schwarzen Löchern, blinden Spiegeln, Einkaufspolonäsen, betrügerischen Marktfrauen und Segelunfällen. Kurz: Vom ganz normalen Wahnsinn blinden Lebens, das so ganz anders ist, als die Sehenden es sich vorstellen. Vor allem ist es oft zum Schreien komisch.

ÜBER DIE AUTOREN

Ruth Wunsch, Jahrgang 1930, ist an der durch Vererbung entstehenden Netzhautdegeneration Retinitis Pigmentosa erkrankt, die zu einer schleichenden Erblindung führt. Seit gut 20 Jahren ist sie vollständig erblindet. Ruth Wunsch lebt in Hamburg.

Matthias Brömmelhaus, Jahrgang 1957 lebt und arbeitet als Autor, Biograf und Personal Historian in Konstanz am Bodensee. Mit seinem Autobiografieservice ermöglicht er Menschen, ihre Lebensgeschichte zu dokumentieren und in Buchform der Nachwelt zu erhalten.

www.autobiografieservice.de

Ruth Wunsch | Matthias Brömmelhaus

echt blind

Wahre Geschichten aus der Dunkelwelt

EDITION OCTOPUS

IMPRESSUM

Ruth Wunsch | Matthias Brömmelhaus »echt blind«
© 2011 der vorliegenden Ausgabe: Edition Octopus
Die Edition Octopus erscheint im
Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG Münster
www.edition-octopus.de
© 2011 Ruth Wunsch | Matthias Brömmelhaus
Alle Rechte vorbehalten
Graphische Gestaltung: Sabine Herke
Druck und Bindung: MV-Verlag

ISBN 1-234567-89-0

INHALT

Vorwort: Blindes Leben – leicht gemacht	7
Glückliche Kindheit	13
Liebe, Liebe, Liebelei	26
Jetzt gehts los ...	31
Unglaublich aber wahr	34
Hilfeleistung der besonderen Art	37
Ein Fall für Dr. Watson	39
Busrundfahrt	41
Noch ein Engel	45
Nur gegen Bares	47
Ein ganz kleines Wunder	49
Flanieren, Bummeln, Shopping	51
Windbeutelungetüm	53
Polonäse	55
Auf dem Wochenmarkt	57
Kulturelles oder: Teilhabe ist mehr als Dabeisein	60
Theater, Theater ...	63

Eine merkwürdige Frage	65
Mit den Händen sehen	66
Kommunikation von Planet zu Planet – oder: Blindheit ist nicht nur ein Wort	68
Kommunikationsspannen	71
Brillen helfen nicht	74
Strandspaziergang	76
Wo ist euer Führhund?	78
Verplappert	82
Kindermund	85
Schwarzes Loch	87
Nächstenliebe	88
Der Zusammenstoß	91

VORWORT: BLINDES LEBEN – LEICHT GEMACHT

Sehende und Blinde leben auf verschiedenen Planeten. Den Eindruck gewinnt man zumindest, wenn man sich mit den Vorurteilen der Sehenden gegenüber Blinden beschäftigt. Sie glauben das nicht? Dann lade ich Sie zu einem kleinen Gedankenexperiment ein. Stellen Sie vor, ein Sehender wird beauftragt, ein Ratgeberbuch zu verfassen mit dem Titel: *Blindes Leben – leicht gemacht*. Und nehmen wir weiter an, dass unser Autor derart überlastet ist, dass ihm keine Zeit für ausgiebige Recherchen oder lange Gespräche mit Betroffenen bleibt. Das erscheint ihm im Prinzip auch gar nicht nötig zu sein, denn es liegt doch auf der Hand, wie Blinde ihr Leben optimal organisieren können. Nehmen wir zum Beispiel die Wohnung. Wie in allen anderen Bereichen »blinden Lebens« kommt es – so unser angehender Erfolgsautor – vor allem darauf an, die Bleibe möglichst zweckmäßig und den Erfordernissen der Behinderung angepasst zu planen und einzurichten. So sollte der Fußboden auf jeden Fall gefliest sein. Auch eine leichte Neigung zur Mitte des Raumes wäre eine gute Idee, schließlich lassen blinde Menschen häufiger etwas fallen und manches davon würde auf einem Teppich üble Flecken hinterlassen. Außerdem rollen herunterfallende Gegenstände dank der Neigung in die Mitte des Raumes, wo der Blinde sie ohne langes Suchen finden und aufheben kann.

Dem Einwand, dass ein derart abgeschrägter Boden die innenarchitektonischen Möglichkeiten beschränken würde, schließlich müsste das Zentrum aller Räume frei bleiben, begegnet der Autor des sich bald zum Klassiker der Ratgeberliteratur entwickelnden Buches mit dem Hinweis, dass sich in der Wohnung ohnehin nur die notwendigsten Möbel befinden sollten, die zudem an den Wänden aufgereiht werden. Nur so kann sich der Blinde vernünftig orientieren und stößt sich nicht ständig an frei im Raum stehenden Möbelstücken, was zu schweren Verletzungen führen könnte.

Apropos Wände. Ihre Gestaltung wird in dem bahnbrechenden Buch nur am Rande erwähnt. Im Idealfall sind sie vom Boden bis in eine Höhe von etwa einem Meter gekachelte, schließlich fegen Blinde gerne einmal mit einer unbedachten Armbewegung Milch- oder Orangensafttüten vom Tisch, die dann auf dem Fußboden zerplatzen. Im schlimmsten Fall gehen auf diese Weise Weinflaschen zu Bruch – dem Umgang Blinder mit alkoholischen Getränken und der davon ausgehenden Gefahr wird sich ein ganzes Kapitel des Ratgebers widmen. Um die Saft- oder Weinspritzer zu entfernen, ohne die Wände monatlich neu tapezieren zu müssen, empfiehlt unser Autor einen abwaschbaren Ölanstrich. Dass dieser die Wohnung optisch eher in einen garagenähnlichen Zustand versetzt, ist im Falle blinder Bewohner unerheblich. Die optische Kälte der Wohnungen wird von ihnen ohnehin nicht wahrgenommen, oder anders ausgedrückt: Was soll ein Blinder mit herumstehenden Dekorationsgegenständen oder gar Bildern. Bei allem, was gemeinhin auf Tischen, Sideboards oder Regalen zu finden ist, besteht die permanente Gefahr, um- oder heruntergestoßen zu werden und damit auf Dauer verloren zu sein. Bilder haben in der Wohnung eines Blinden keinen Platz, sie wären ja auch reine Verschwendung.

So kühl und kahl diese Wohnungen für den Sehenden auch wirken mögen, sind sie trotzdem der Lebensmittelpunkt des blinden Menschen. Er verlässt seine Wohnung so gut wie nie, schließlich kann er sich innerhalb seiner vier Wände wenigstens einigermaßen orientieren, was ihm draußen so gut wie unmöglich ist. Der Autor des bald aus der Fachliteratur nicht mehr wegzudenkenden Werkes räumt in diesem Zusammenhang mit einem weitverbreiteten Vorurteil auf. Auf einen Sehenden mag es so wirken, als könnten sich blinde Menschen mithilfe des langen, weißen Stocks recht gut in der Öffentlichkeit bewegen. In Wirklichkeit tasten sie völlig orientierungslos umher, der Stock soll einzig und allein signalisieren: ich brauche Hilfe.

Aus diesem Grunde verlassen Blinde ihre Wohnungen nur, wenn es sich überhaupt nicht vermeiden lässt. Warum sollen sie

sich auch in die feindliche Umwelt begeben? Hier gibt es für sie ja nichts zu sehen – im wahrsten Sinne des Wortes. Blinde besuchen keine Kinos und keine Theater, sie gehen auch nur selten in Kneipen oder Restaurants und wenn, dann ausschließlich in Begleitung Sehender.

Reisen sollten Blinde, so der dringende Rat unseres Autors, auf jeden Fall vermeiden. Weder Bahn noch Flugzeug sind auf sie eingestellt, schlimmer noch: auf Bahnhöfen und Flughäfen besteht permanent Lebensgefahr, da alle Warnungen und Hinweise ausschließlich auf Schildern gegeben werden, die Blinde naturgemäß nicht wahrnehmen.

Beenden wir hier das Gedankenexperiment und wenden uns voll Grausen dem tatsächlichen Alltag einer Blinden zu, die zudem auch noch alt ist – was allein ja schon ausreicht, um einen Menschen von einem Großteil gesellschaftlicher Aktivitäten auszuschließen. Genau darum soll es in diesem Buch gehen: um Alltagserlebnisse einer blinden, achtzigjährigen Dame. Um meinen Alltag. Warum soll Sie das interessieren, fragen Sie? Sie kennen keine blinden Menschen, haben auch nie mit Angehörigen dieser Spezies zu tun. Ich bin sicher, Sie werden sich trotzdem auf den nächsten Seiten köstlich amüsieren. Warum? Ganz einfach: Weil der Alltag blinder Menschen keineswegs düster und grau ist, sondern voller skurriler Situationen.

Die meisten Sehenden haben eine ganz andere Vorstellung von unserem Alltag. Leben, ohne sehen zu können, muss in ihren Augen deprimierend sein. Meines Erachtens rührt diese Einschätzung aus ihrer Angst vor dieser Behinderung her. Kein anderes Handicap löst so viele Emotionen aus wie Blindheit. Die Vorstellung von einem Leben in ewiger Dunkelheit ängstigt mehr als die Furcht vor Lähmungen oder Taubheit. In der Dunkelheit entstehen Urängste, die in Mythen und Märchen immer wieder aufs Neue thematisiert wurden. Die dunkle Nacht ist die Zeit der hässlichen Hexen und blutsaugenden Vampire, während der helle Tag von graziilen Elfen und freundlichen Zwergen bevölkert wird. Schwarze Magie gegen weiße Magie. Und seien

wir ehrlich: Wer begibt sich schon gerne in einen dunklen, fremden Keller? Und leben die Blinden nicht in einem solchen Keller ewiger Nacht? Keineswegs! Und ich weiß, wovon ich schreibe. Von den achtzig Jahren meines Lebens konnte ich nur den geringsten Teil, nämlich meine Kindheit, halbwegs gut sehen. In Jugendjahren stellte man eine Sehbehinderung fest, die sich immer mehr verschlimmerte. Als Ursache wurde Retinitis Pigmentosa diagnostiziert, eine schleichende und nicht zu heilende Erkrankung der Netzhaut, die schließlich zur Erblindung führt. So kam es auch bei mir und ich bin seit über 20 Jahren blind. Ich kenne also beide Seiten und ich will auch nicht verschweigen, dass Blindheit eine furchtbare Behinderung ist, die das gesamte Leben eines Menschen prägt. Aber keine Angst: In diesem Buch werden Sie kein Jammern und Wehklagen finden. Im Gegenteil. Ich empfinde mein Leben als ausgefüllt und bunt. Ich halte mich in keiner Weise an die obigen Ratschläge unseres fiktiven Erfolgsautors. Meine Wohnung ist gemütlich eingerichtet und steht voller Erinnerungsstücke, die sich im Laufe der Jahre angesammelt haben. Wenn Besucher kommen, bitte ich sie oft zuerst nachzuprüfen, ob die Bilder an den Wänden gerade hängen.

So schön und behaglich meine Wohnung ist, so gerne verlasse ich sie auch. Ich gehe zum Einkaufen, erledige meine Bankgeschäfte oder bringe die Post zum Schalter. Sonntags besuche ich den Gottesdienst und – unser fiktiver Autor wird ungläubig den Kopf schütteln: Ich habe ein Theaterabonnement. Nicht nur das, der freundliche Mitarbeiter der Volksbühne kann ein Lied davon singen, wie oft ich ihn mit dem Wunsch belästige, meinen Termin zu ändern, weil ich ausgerechnet an diesem Tag etwas anderes, wichtigeres vorhabe oder gerade mal wieder auf Reisen bin. Reisen sind meine Leidenschaft. Mal für ein paar Tage an die Ostsee oder in den Westerwald, aber auch gerne für vier Wochen nach Australien.

Bevor Sie nun denken, »sieh mal an, so schlimm ist es ja auch wieder nicht, blind zu sein«, sei darauf hingewiesen, dass die

meisten dieser Aktivitäten nur durch die Hilfe Sehender möglich werden. Wir Blinde sind nämlich keine Wunderkinder, obwohl auch das zur normalen Vorstellung Sehender über uns gehört. Angeblich hören wir das Gras wachsen, weil unserer Gehör quasi unseren fehlenden Sehsinn ersetzt. Deshalb sind ja auch alle Klavierstimmer blind. Wie, das wussten Sie nicht? Es stimmt ja auch nicht, und wenn sich unter den Mitgliedern dieses Berufsstandes überdurchschnittlich viele Blinde befinden, liegt es daran, dass man ein Klavier perfekt stimmen kann, ohne etwas zu sehen.

Wir Blinde können nicht besser hören, tasten oder schmecken als Sehende. Allenfalls sind wir weniger abgelenkt – uns fällt nicht ständig etwas ins Auge, das unsere Aufmerksamkeit fordert – und können uns deshalb besser auf akustische, taktile oder geschmackliche Reize konzentrieren.

Als gut Sehender kann man kaum eine Vorstellung davon entwickeln, was Blindheit im Alltag tatsächlich bedeutet. Machen sie einmal das Experiment und versuchen Sie, drei Tage in Folge so zu tun, als seien Sie blind. Dann bekommen Sie eine Ahnung davon, wie es ist, morgens nach dem Aufstehen zu wissen: Wenn ich gestern meine Hausschuhe nicht ordentlich neben das Bett gestellt habe, exakt drei Handbreit rechts vom Nachttisch, werde ich sie suchen müssen. Wenn ich nicht den Platz des Hundekörbchens kontrolliere, werde ich darüber stolpern. Wenn ich nicht jemanden bitte, mir ein Frühstück zu bereiten, werde ich langsam im Kühlschrank die richtigen Behältnisse ertasten müssen. Jeder Schritt in unbekannter Umgebung wird zu einem Abenteuer.

Von diesem ganz normalen Leben möchte Ihnen in diesem Buch berichten. Es handelt von einem Alltag, der, wie Sie sehen werden, oftmals skurril und komisch ist. Deshalb hoffe ich auch, Sie zu unterhalten und nicht zu langweilen. Wenn Sie gleichzeitig noch das eine oder andere darüber erfahren, wie das Zusammenleben von Sehenden und Blinden verbessert werden kann,

soll mir das recht sein. Auf jeden Fall aber sollen Sie lachen, denn Blinden passieren oftmals Dinge, die zum Schreien komisch sind. Ich erlaube es Ihnen ausdrücklich, über die Pannen und Missgeschicke meines blinden Lebens zu lachen, bis Ihnen der Bauch schmerzt. Glauben Sie mir: Ich muss oft selbst darüber schmunzeln.

UNGLAUBLICH ABER WAHR

Zum Thema »weißer Stock auf Reisen« passt auch noch folgende Anekdote. Ich telefonierte mit der Bahnhofsmission in Hamburg und erklärte, dass mein Mann und ich blind wären, und bat darum, am nächsten Tag von der U-Bahn abgeholt und zum Intercity in Richtung Süden gebracht zu werden.

»Kein Problem«, sagte der freundliche Mann am anderen Ende der Leitung. »Wir müssen nur noch das Formular ausfüllen.«

»Formular?«, staunte ich. »Ich dachte, Sie holen uns einfach vom U-Bahnhof ab und setzen uns in den Zug. Alles Weitere erzählen wir Ihnen auf dem Weg dorthin.«

»Nein, nein, so einfach ist das nicht«, bekam ich zu hören.

»Fangen wir mal an. Ihr Reiseziel?«

»Bad Meinberg«, gab ich brav zur Antwort.

»Abfahrt des Zuges?«

»9 Uhr 30.«

Es folgten viele weitere Fragen, die ich zum größten Teil nicht beantworten konnte, wie etwa Zugnummer, Wagennummer, Platznummer, in welchem Abschnitt des Bahnsteiges würde der Wagen halten und so weiter und so fort. Ich dachte, dass es für meinen Gesprächspartner ein Leichtes sein müsste, all das anhand des Fahrplans und unserer Fahrkarte herauszubekommen. Ich war genervt und fragte daher spöttisch:

»Wollen Sie auch den Namen des Lokomotivführers wissen?«

Verblüfftes Schweigen in der Leitung. »Nein, diese Frage steht hier nicht.«

»Na da haben wir ja noch mal Glück gehabt«, sagte ich und dann lachten wir beide.

Doch der Fragebogen war noch lange nicht abgearbeitet, es ging vielmehr munter weiter.

»Mit welcher U-Bahn-Linie fahren Sie, aus welcher Richtung kommen Sie, auf welchem U-Bahnhof steigen Sie aus? Wo genau, vorne, hinten, in der Mitte? Zu welcher Uhrzeit? Wie viel Gepäck haben Sie bei sich? Und zum Schluss kam die Eine-

Million-Euro-Frage: »Was haben Sie an?«

»Welche Kleidung wir tragen?«, fragte ich ungläubig.

»Ja, genau! Was werden Sie und Ihr Mann morgen anhaben? Jacken oder Mäntel, welche Farbe? Wie sollen wir Sie sonst erkennen in der Menschenmenge? Es soll doch schließlich alles klappen.«

»Allerdings! Klappen muss alles, wir sind ja auf Ihre Hilfe angewiesen! Was wir morgen anhaben werden, weiß ich beim besten Willen noch nicht. Aber es gibt ein unübersehbares Erkennungsmerkmal, das Sie in Ihren Fragebogen eintragen können. Mein Mann hat einen langen, weißen Stock bei sich. So einen weißen Langstock, wissen Sie? Das internationale Verkehrszeichen für Blinde.«

»Gut, dann hätten wir alles geklärt«, sagte der Ehrenamtler zufrieden. »Bis morgen, neun Uhr, U 3, Hauptbahnhof Süd.«

Pünktlich wie verabredet standen wir am nächsten Morgen auf dem U-Bahnsteig, das heißt, eigentlich waren wir unpünktlich, nämlich zehn Minuten zu früh. Besser zu früh als zu spät war immer die Devise meines Mannes. So warteten wir geduldig und wunderten uns nicht, dass noch niemand von der Bahnhofsmission auftauchte. Als aber die verabredete Zeit weit überschritten war und noch immer niemand gekommen war, um uns in Empfang zu nehmen, wurden wir aufgeregt und waren der Verzweiflung nahe. Der rettende Engel kam in Gestalt eines Mitarbeiters der U-Bahnwache.

»Kann ich Ihnen helfen? Sie stehen hier schon ziemlich lange, warten Sie auf jemanden?«

»Sie schickt der Himmel! Die Bahnhofsmission ist nicht gekommen und unser Zug fährt in einer Viertelstunde.«

»Bahnhofsmission?«, fragte der Mann erstaunt. »Seit geraumer Zeit steht doch jemand von denen an der Treppe.«

Der Wachmann winkte die ältere Frau zu uns heran.

»Warum lassen Sie uns hier so lange warten«, fuhr ich Sie aufgebracht an. »Jetzt müssen wir rennen, um unseren Zug zu bekommen.«

»Es tut mir leid, aber ich habe Sie nicht gesehen«, entschuldigte sich die Frau.

Ich war fassungslos: »Wie, nicht gesehen? Wir sind doch wohl groß genug und mein Mann hat einen langen, weißen Stock, sichtbar für jedermann.«

»Weißer Stock«, sagte die Frau von der Bahnhofsmission gereizt, »ich weiß nichts von einem weißen Stock. Auf meinem Zettel steht als Erkennungsmerkmal: Der Mann trägt einen langen, weißen Rock.«

Mir blieb die Spucke weg. »So ein Blödsinn!«, entfuhr es meinem Mann. Doch wir hatten keine Zeit, uns weiter darüber zu ereifern. Unseren IC erreichten wir noch in letzter Sekunde dank der zusätzlichen Begleitung durch den Mitarbeiter der U-Bahnwache.